

Liebe und Partnerwahl in der Moderne: zwischen Natur und Sozialität

Stengel, Stephan

Veröffentlichungsversion / Published Version
Sammelwerksbeitrag / collection article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Stengel, S. (2008). Liebe und Partnerwahl in der Moderne: zwischen Natur und Sozialität. In K.-S. Rehberg (Hrsg.), *Die Natur der Gesellschaft: Verhandlungen des 33. Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Soziologie in Kassel 2006. Teilbd. 1 u. 2* (S. 1706-1716). Frankfurt am Main: Campus Verl. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-152476>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer Deposit-Lizenz (Keine Weiterverbreitung - keine Bearbeitung) zur Verfügung gestellt. Gewährt wird ein nicht exklusives, nicht übertragbares, persönliches und beschränktes Recht auf Nutzung dieses Dokuments. Dieses Dokument ist ausschließlich für den persönlichen, nicht-kommerziellen Gebrauch bestimmt. Auf sämtlichen Kopien dieses Dokuments müssen alle Urheberrechtshinweise und sonstigen Hinweise auf gesetzlichen Schutz beibehalten werden. Sie dürfen dieses Dokument nicht in irgendeiner Weise abändern, noch dürfen Sie dieses Dokument für öffentliche oder kommerzielle Zwecke vervielfältigen, öffentlich ausstellen, aufführen, vertreiben oder anderweitig nutzen.

Mit der Verwendung dieses Dokuments erkennen Sie die Nutzungsbedingungen an.

Terms of use:

This document is made available under Deposit Licence (No Redistribution - no modifications). We grant a non-exclusive, non-transferable, individual and limited right to using this document. This document is solely intended for your personal, non-commercial use. All of the copies of this documents must retain all copyright information and other information regarding legal protection. You are not allowed to alter this document in any way, to copy it for public or commercial purposes, to exhibit the document in public, to perform, distribute or otherwise use the document in public.

By using this particular document, you accept the above-stated conditions of use.

Liebe und Partnerwahl in der Moderne – zwischen Natur und Sozialität

Stephan Stengel

Zum Verhältnis von Soziologie und Soziobiologie

Die darwinistische Evolutionstheorie wies trotz ihrer grundlegend botanischen und ethologischen Basis von Anbeginn ihrer Formulierung auch bedeutende Implikationen für die Frage nach der Herkunft des Menschen und seiner Stellung in der Natur auf. Wenngleich diesbezügliche Auslegungen von Anfang an energischen Widerstand erfuhren (Wuketits 2005: 9) und Charles Darwin selbst erst zwölf Jahre nach der Publikation von »The Origin of Species« (Darwin 1859) eine konsequente Übertragung seiner evolutionstheoretischen Überlegungen auf den Menschen vornahm (Darwin 1871), war der Einzug biologischer Theorien in die Sozial- und Kulturwissenschaften nicht mehr aufzuhalten. Die entscheidende Aufmerksamkeit im sozialwissenschaftlichen Diskurs fanden Theorien neodarwinistischen Zuschnitts jedoch erst Mitte der 1970er Jahre (Meyer 1982: 9). Mit dem Verfassen von »Sociobiology – The new synthesis« gelang dem amerikanischen Zoologen Edward O. Wilson, wenn auch keine wirkliche Erneuerung evolutionstheoretischer Einsichten, so doch eine in ihrer Konsequenz und Radikalität bislang einzigartige Synthese von Biologie und menschlichem Sozialverhalten (Wilson 1975). Es war die explizite Inklusion von Sozialität und Kulturalität in den Erklärungsrahmen der Evolutionsbiologie, welche Aufmerksamkeit erregte, und es war die Art und Weise, in der diese Inklusion vorgenommen wurde, welche auf Seiten der Sozialwissenschaften und insbesondere der ausdrücklich angesprochenen Soziologie Verstörung und Unbehagen hervorrief. Die von Wilson vorgestellte Definition, nach der Soziobiologie als »the systematic study of the biological basis of all social behavior (...)« zu verstehen sei und die er um die Formulierung »It may not be too much to say that sociology and the other social sciences, as well as the humanities, are the last branches of biology waiting to be included in the Modern Synthesis« (Wilson 1975: 4) ergänzte, war ohne Zweifel eine maßgebliche Ursache der außerordentlichen Immunität, welche Soziologen in Bezug auf soziobiologische Ansätze an den Tag legten. Das vermutlich oftmals eher von rezeptionsloser Kritik als von kritischer Rezeption geprägte Verhältnis weist bis in die Gegenwart hinein Brüche auf. Es handelt sich zweifelsohne um eine wechselseitige Problematik, die nicht nur in einer einiger-

maßen unfreundlichen Aufnahme evolutionären Gedankenguts in der soziologischen Fachwelt, sondern auch in den mit frappierender Offenherzigkeit vorgetragenen imperialistischen Ansprüchen von Seiten der Soziobiologie ihren Ausgang fand. Zentrale Vertreter der evolutionären Perspektive wie Edward O. Wilson oder Richard Dawkins ließen jedenfalls weder in der Vergangenheit noch bis in die nahe Gegenwart einen Zweifel daran aufkommen, dass es ihnen um eine weitgehende Einbettung sozialer Phänomene in das Gerüst der Evolutionstheorie geht und somit in letzter Konsequenz um eine Reduktion sozialen Verhaltens auf die Exekution genetischer Programme (Wilson 1975; Wilson 1998; Dawkins 1998).

Die nachfolgenden Überlegungen setzen sich kritisch mit dem hier geäußerten Erklärungsanspruch der evolutionären Perspektive auseinander. Am Beispiel zweier Paradethemen des soziobiologischen Erklärungsprogramms – Liebe und Partnerwahl – soll hierbei aufgezeigt werden, dass die Sozialität und Kulturalität von Paarbildungsprozessen immer wieder Eigenheiten und Paradoxien erzeugt, die mit biologischen Argumenten alleine nicht zufrieden stellend zu erklären sind.

Argumente gegen einen soziobiologischen Alleinvertretungsanspruch

Partnerwahl zwischen Natur und Sozialität

Ausgangspunkt des soziobiologischen Theorieprogramms ist die Vorstellung, dass evolutive Prozesse Organismen auf die Maximierung ihres Reproduktionserfolgs hin disponieren. Dieser biogenetische Imperativ stellt gewissermaßen das unhintergehbare Kernstück der evolutionären Perspektive dar (Markl 1983). Spezifische Selektionsleistungen sind folglich besonders da zu erwarten, wo sich Bestandteile des menschlichen Verhaltensrepertoires unmittelbar und unzweideutig auf die reproduktive Fitness beziehen (Buss 2004: 149). Dies gilt selbstredend für den Bereich menschlichen Sexualverhaltens, aber auch für die Erklärung menschlicher Partnerwahl, welche aus soziobiologischer Perspektive aufs Engste mit Aspekten der Fortpflanzung verknüpft ist (Pashos 2001: 7f.). Die Analyse der Entstehung partnerschaftlicher Zweierbeziehungen wird von Vertretern der evolutionären Perspektive in aller Regel unter dem Label der »Partnerwahl« vorgenommen (z.B. Grammer 1998: 436; Voland 2000: 135). Die Anwendung dieses Terminus stellt sich aus soziologischer Perspektive allerdings keineswegs so unproblematisch dar, wie es seine unhinterfragte Dominanz im soziobiologischen Diskurs vermuten ließe. Kritikwürdig erscheint hier vor allem der ideologische und teleologische Gehalt des Begriffs, der gewissermaßen das Ergebnis von Phänomen zu deren Analyse er heran-

gezogen wird, bereits vorwegnimmt, da er offenkundig impliziert, dass gewählt wird. Eine solche Perspektive stellt in vielerlei Hinsicht eine unangemessene Vereinfachung des prozessualen Vorgangs dar, an dessen Ende aus zwei Individuen ein Paar geworden ist. Die begrifflich implizierte Voraussetzung einer formal freien Partnerwahl greift aus soziologischer Perspektive zu kurz. Die nachfolgenden Ausführungen fußen auf der Überzeugung, dass – wenn überhaupt – von einer »Wahl« unter spezifischen historischen Prämissen und sozialstrukturellen Restriktionen ausgegangen werden muss.

Partnerwahl in historischer Perspektive

Erbitterte Diskussionen werden immer wieder um die Stellung menschlichen Verhaltens zwischen »nature und nurture«, das heißt zwischen biologischer und kultureller Prägung geführt (Vowinckel 2003). Während auf der einen Seite die Vorstellung kultureller Universalität theorieleitend ist, steht dieser die Annahme potenziell breiter kultureller Variabilität entgegen. Die Suche nach kulturübergreifenden Mustern nimmt in soziobiologischen Abhandlungen folglich einen hohen Stellenwert ein (z.B. Jankowiak/Fischer 1992), während Historiker und Soziologen bereits innerkulturell gravierende Divergenzen sehen. In soziologischen und sozialgeschichtlichen Beiträgen wird mit großer Regelmäßigkeit auf die historische und milieuspezifische Vielfalt und Wandelbarkeit von Prozessen der Paarbildung verwiesen (vgl. Rosenbaum 1982); Überlegungen, die in evolutionär argumentierenden Beiträgen allenfalls Seltenheitswert haben. Hier wird in der Regel auf gegenwärtige Muster der Partnerwahl abgestellt, welche den Eindruck erwecken, dass sich diese als formal freier Attraktions- und Aushandlungsprozess zweier Individuen vollzieht und dies weitgehend losgelöst von kulturellen und familiären Strukturen. Partnerwahl im Sinne einer freien, präferenzgesteuerten Entscheidung stellt jedoch selbst für den westlichen Kulturkreis, in dem sie heute so selbstverständlich erscheint, eine vergleichsweise junge historische Neuentwicklung dar. Eine im engeren Sinne »freie« Partnerwahl, das heißt, eine auf persönlichen Neigungen beruhende und subjektiv verabschiedete Individualentscheidung für oder gegen einen Beziehungspartner hat sich je nach sozialer Lage und Herkunft sehr unterschiedlich etabliert. Für die breite Masse der Bevölkerung in industriell geprägten Staaten westlichen Zuschnitts dürfte dies jedoch erst mit dem 20. Jahrhundert erfahrbare Realität geworden sein (Möhle 2001: 57f.). Insbesondere für die vorindustrielle Zeit hat die historische Familienforschung den Nachweis geführt, dass die Wahl eines Partners, wenigstens sofern es sich um die Wahl eines Ehepartners handelte, den individuellen Präferenzen der Partner, wenn auch nicht in Gänze verschlossen, so doch in bedeutendem Umfang entzogen war. Der gesamte Prozess der Paarbildung, ange-

fangen von Orten potenzieller Interaktion zwischen heiratsfähigen Männern und Frauen, über Plätze des näheren Kennenlernens bis hin zur Erteilung einer Heirats-erlaubnis, war Formen kollektiver Kontrolle unterworfen. Freien und Brautwerbung hatten einen öffentlichen Charakter, sie waren in komplexe gemeinschaftliche und familiäre Strukturen eingebunden und sind mithin nicht als individuelle, sondern als kollektive Entscheidungsprozesse zu verstehen (Shorter 1977: 147ff.). Heidi Rosenbaum hat unter anderem darauf verwiesen, dass die Entscheidung für oder gegen einen Ehepartner unter Kalkulation vorindustrieller Alltagsrealität erheblich zu bedeutsam war, als dass man sie individuellen Wahlentscheidungen hätte überlassen können und wollen (Rosenbaum 1982: 73). Partnersuche und Partnerwahl dieser Epoche folgen unzweifelhaft äußeren Strukturen: Sie sind von ökonomischen Belangen und soziopolitischen Überlegungen determiniert und berücksichtigen Heiratsregeln und normative Vorgaben von Familie und Dorfgemeinschaft. Zu dem Schluss, dass individuelle und kollektive Bedürfnisse hierbei keinesfalls immer Hand in Hand gehen, kommt auch der Historiker Edward Shorter, wenn er angesichts der Intensität der sozialen Kontrolle von Prozessen der Paarbildung in vorindustrieller Zeit konstatiert:

»Sich selbst überlassen hätten die jungen Leute nie daran gedacht, sich auf die ›traditionelle‹ Weise zu verhalten, denn sexuelle Begierde, körperliche Attraktivität und gegenseitige Sympathie sind immer dazu angetan, sich durchzusetzen.« (Shorter 1977: 145)

Dass neodarwinistische Ansätze der Divergenz kollektiver und individueller Präferenzen nicht gleichgültig gegenüberstehen können, zeigt sich angesichts eines spezifischen Grundprinzips der sexuellen Selektion. Selbst unter der Voraussetzung, dass spezifische Adaptionsmerkmale sich frühzeitig im Prozess der Hominisation herausbildeten, ist es doch eine unabdingbare Prämisse für ihre gegenwärtige Existenz, dass sich entsprechende Muster in der Vergangenheit im Auslesewettbewerb konkurrierender Verhaltensprogramme behaupten konnten (vgl. Voland 2000: 1). Um der Problematik einer gleichzeitigen Einbindung in individuelle Präferenz- und kollektive Steuerungsstrukturen theoretisch Rechnung tragen zu können, muss die Soziobiologie einen übergreifenden Erklärungsanspruch verfechten, welcher nicht nur handlungstheoretische Elemente (Partnerwahl, Präferenzstrukturen), sondern auch strukturtheoretische Komponenten (institutionalisierte Brautwerbung, Heiratsregeln, etc.) einschließt. Tatsächlich finden sich derartige Argumentationsmuster, wenn etwa Voland ausführt, dass sich nur solche Elemente menschlicher Kultur dauerhaft tradieren können, welche »sich im Einklang mit dem biogenetischen Imperativ befinden« (Voland 1992: 352). Dass allerdings individuelle Bedürfnisse und kollektive Interessen keineswegs immer konvergieren, sondern in bedeutsamen Ausmaßen Divergenzen aufweisen, lässt sich überzeugend bereits an verschiedenen historischen Beispielen zeigen, die von beharrlicher Verweigerung der Eheschlie-

ßung bis zur Inhaftierung unwilliger Liebender reichen (Schenk 1987: 103ff.). Wie sich also durchaus widersprüchliche Adaptionen auf individueller und kultureller Ebene im Prozess der Reproduktion evolutionär parallel behaupten konnten, stellt nichtsdestotrotz eine Herausforderung an eine biologistische Deutung menschlicher Partnerwahl dar. Die Unterstellung einer umfassenden Synchronität von individuellen Präferenzen und sozialen Strukturen wird hierbei wohl allenfalls stark handlungs- und nutzentheoretisch argumentierende Soziologen zufrieden stellen, jedoch bei Makrotheoretikern mit ihrer Vorstellung paradoxer Handlungsfolgen und der Eigengesetzlichkeit sozialer Strukturen auf deutlichen Widerspruch stoßen.

Die Vorstellung einer präferenzgesteuerten und formal freien Partnerwahl stellt jedoch offenkundig eine unangemessene Anwendung gegenwärtiger Beziehungsmodi und Partnerschaftsideale auf vergangene Epochen dar.

Partnerwahl und soziale Gelegenheitsstrukturen

Soziobiologie und evolutionäre Psychologie fokussieren bei der Analyse von Partnerwahlprozessen in aller Regel auf Determinanten wechselseitiger Attraktion. Sie haben hierbei eine breite Vielfalt von Aspekten im Rahmen empirischer Studien in den Blick genommen, angefangen von der physischen Attraktivität, über die Erwünschtheit spezifischer Persönlichkeitseigenschaften bis hin zum Stellenwert sozialer und ökonomischer Ressourcen (Grammer 1998: 169ff.; Franzen/Hartmann 2001; Buss u.a. 2001). Die breite empirische Orientierung korrespondiert hierbei jedoch nicht mit einer auch theoretisch umfassenden Betrachtungsperspektive. Evolutionäre Ansätze analysieren Vorgänge der Partnerwahl innerhalb eines Erklärungsmodells, dass lediglich Einzelsegmente des komplexen Prozesses beleuchtet, an dessen Ende aus zwei einzelnen Akteuren ein (Liebes-)Paar geworden ist. Ausgangspunkt empirischer Studien sind in aller Regel gegebene Interaktionsbeziehungen, innerhalb derer wechselseitige Attraktionsprozesse zwischen Frauen und Männern mit in aller Regel stark austauschtheoretischem Einschlag analysiert werden. Weitgehend ausgeblendet wird damit ein Vorgängen der Partnerwahl vorausgehender Bereich, der aus soziologischer Perspektive von erheblicher Relevanz ist: Die Frage, wie es zum Zusammentreffen der potenziellen Partner überhaupt gekommen ist, im englischen Sprachraum rhetorisch eingängig mit »who does not meet does not mate« umschrieben. Die auf den strukturalistischen Überlegungen von Peter M. Blau (Blau 1977) basierende und eher unscheinbar anmutende Einsicht, dass Paarbildung zunächst einmal Begegnung und Kennenlernen voraussetzt, bleibt nur so lange banal, bis man sich klar macht, dass die Verkehrskreise, in denen Menschen sich bewegen, hochgradig vorstrukturiert sind, mithin soziale Verkehrskreise sind. Vorgänge sozialer Interaktion und Kommunikation vollziehen sich nicht in ent-

sozialisierten und von externen Steuerungsmechanismen befreiten Räumen. Die auf theoretischer Ebene lediglich durch die Zahl ungleichgeschlechtlicher Personen – und somit im globalen Kontext und vor dem Hintergrund lebenszeitlich realisierbarer Interaktionsakte praktisch uneingeschränkte – Verfügungsmasse wählbarer Partner, weist auf einer pragmatischen Ebene deutliche Einschränkungen auf. Die Etablierung intimer Beziehungen, gleichviel ob sie sich als bewusster Suchprozess oder situativ ergriffene Gelegenheit darstellt, vollzieht sich an konkreten Orten und Plätzen und unter spezifischen sozialen und kulturellen Restriktionen. Hierbei kann nur bedingt unterstellt werden, dass soziale Verkehrskreise intentional ausgewählt werden, ihr Zugang unterliegt vielmehr oftmals genauen Regeln oder die Orte weisen spezifische Tendenzen der sozialen Schließung auf, gleichgültig, ob es sich hierbei um horrende Mitgliedsbeiträge elitärer Golfclubs, den zertifikatebasierten Zugang zu Institutionen höherer Bildung oder schlicht um private Netzwerkstrukturen handelt. Die Tatsache, dass die Individuen nur unter einer numerisch außerordentlich stark begrenzten und keinesfalls repräsentativen Auswahl an Partnern wählen können, wird in soziobiologischen Abhandlungen in aller Regel ausgeklammert. Im Wechselspiel von Gelegenheits- und Präferenzstrukturen scheint hier offenkundig die Überzeugung vorzuherrschen, dass die einmal unterstellte, letzte Wahlentscheidung für oder gegen einen Beziehungspartner ungleich bedeutsamer ist als die Frage, welche Personen auf dem Partnerschaftsmarkt überhaupt zur Verfügung stehen. Unübersehbar bleibt jedoch, dass sozialstrukturelle Gelegenheiten in relevanten Bereichen alternative Interpretationen empirischer Befunde zulassen. So zeigt sich etwa, dass die bei Soziobiologen prominente Erkenntnis einer Tendenz zur statusbezogenen Abwärtsheirat von Männern oft »strukturell erzwungen« (Klein/Lengerer 2001: 269) wurde.

Im Sinne der hier geäußerten kritischen Einwände erscheint es angemessener, von Paarbildung als von Partnerwahl zu sprechen und so den prozessualen und mehrdimensionalen Charakter dieses Vorgangs zu betonen, anstatt ihn bereits sprachlich auf eine individuelle Wahlentscheidung zuzuspitzen.

(Romantische) Liebe

Die besondere Relevanz partnerschaftlicher Liebe sowohl hinsichtlich des Prozesses der Partnerwahl als auch der Qualität und Stabilität intimer Beziehungen wird weder in den Natur-, noch in den Kultur- oder Sozialwissenschaften in Abrede gestellt. Dieser auf den ersten Blick verbindende Charakter der Liebe offenbart jedoch spätestens bei der begrifflichen Bestimmung in den einzelnen Disziplinen erhebliche Divergenzen. Soziologen begegnen dem Begriff mit außerordentlicher Reserviertheit, oftmals werden durchaus ernsthafte Zweifel daran geäußert, ob »Liebe«

für einen wissenschaftlichen Diskurs eigentlich ein geeigneter Begriff sei (vgl. Corsten 1993: 12). Noch häufiger erschöpft sich die Rolle der Liebe darin, als Stichwort in Einleitungstexten und Publikationstiteln aufzuscheinen, um dann weiterführend mehr oder minder hintergründig von theoretischen Konzepten der Partnerwahl abgelöst zu werden (z.B. Grammer 1998; Klein 2001). Im Rahmen evolutionärer Ansätze scheint die Verwendung von Liebe als Begriff allerdings von einer geringeren Skepsis begleitet zu sein. Insbesondere im Bereich psychologischer Analysen wird der Ausdruck häufig verwendet und ist zu einem zentralen Element der Analyse partnerschaftlicher Beziehungen avanciert (vgl. Sternberg/Barnes 1988). Die nachfolgende Diskussion kann sich deshalb dem ohne Zweifel problematischen Versuch enthalten, eine eigenständige Begriffsbestimmung vorzunehmen und stattdessen eine kritische Auseinandersetzung mit evolutionären Liebeskonzepten führen. Zwar fehlt auch hier in der Regel eine klare definitorische Abgrenzung, allerdings wird Liebe im Hinblick auf ihren evolutionären Adaptionswert klar bestimmt. Sie stellt sich hier als eine Selektionsprozessen unterworfenen Erscheinung mit funktionalem Charakter im Hinblick auf die Maximierung der reproduktiven Fitness dar. David M. Buss charakterisiert die Rolle der Liebe hierbei folgendermaßen:

»Möchte man also den Bindungswillen korrekt einschätzen, muss man nach Hinweisen suchen, die signalisieren, ob der Mann auch in Zukunft treu bleiben und seine Ressourcen nicht irgendwann anderweitig einsetzen wird. Die Liebe ist dabei vielleicht der wichtigste Hinweis auf den tatsächlichen Bindungswillen.« (Buss 2004: 174)

Stellt Liebe folglich die Summe aller Hinweise dar, die im Prozess der Paarbildung und im Partnerschaftsverlauf den dauerhaften Bindungswillen signalisieren? Ist Liebe gewissermaßen eine kognitiv-emotionale Versicherungspolice gegen Täuschung, Trennung und Scheidung und stellte insofern für Vorfahren, die Zeichen der Liebe richtig zu deuten wussten, einen adaptiven Vorteil dar? Von einem sozialwissenschaftlichen Standpunkt aus kann die hier formulierte »Biologie der Liebe« nur eingeschränkt überzeugen. Kritisch ist hierbei insbesondere die These zu werten, Liebe sei ein Signal für die Bindungswilligkeit, oder pointiert formuliert: die Liebe sei ein Bindemittel für Beziehungen. Buss hat mit dieser Position ohne Zweifel eine mehrheitsfähige Meinung formuliert. Studien aller Fachdisziplinen zeigen, dass Liebe hinsichtlich der erwünschten Partnerschafts- bzw. Beziehungseigenschaften regelmäßig einen Spitzenplatz einnimmt (Buss u.a. 1990). Unstrittig ist auch, dass der normative Komplex der romantischen Liebe in den vergangenen Jahrzehnten deutlich an Relevanz gewonnen hat, was sich vor allem am gesteigerten Stellenwert von Liebe ablesen lässt (Buss u.a. 2001). Grundsätzlich ist jedoch kritisch zu diskutieren, ob diese Entwicklungen im Sinne einer Steigerung des funktionalen Charakters der Liebe zu interpretieren sind oder nicht ganz im Gegenteil eher ge-

genteilige Effekte induzieren. Wie vorhergehend deutlich gemacht wurde, war es historisch gesehen keineswegs immer die Liebe, welche Paare zusammenführte und aneinander band. Als kulturelle Errungenschaft scheint die Liebe allerdings ein außerordentlich fragiles Band zu sein. Im Vergleich mit den rational-ökonomischen Bindemitteln der vorindustriellen Zeit (Hof, Grund, Mitgift usw.) stellt die Liebe jedenfalls ein Element der Partnerbindung dar, das als flüchtig und tendenziell bedroht gelten kann (Bellah u.a. 1987: 119ff.).

Ohne Zweifel ist die Liebe die derzeit normativ unhinterfragte Voraussetzung für partnerschaftliche Beziehungen. Ihre emotionale Basis schafft jedoch ein weit aus weniger solides Fundament als ökonomische Zwänge und normative Verpflichtungen. Die romantische Liebe stellt neben vielen anderen Veränderungstendenzen der vergangenen 50 Jahre einen gewichtigen Erklärungskomplex für die zunehmende Instabilität von Zweierbeziehungen dar. Die Liebe hat im Hinblick auf die Paarbildung und auch auf die Dauerhaftigkeit der Paarbeziehung also eine durchaus paradoxe Wirkung. Sie fungiert nicht nur als Binde-, sondern zugleich auch als Lösemittel intimer Beziehungen, indem sie im historischen Verlauf weniger »romantische«, dafür jedoch beständigere Instanzen der Beziehungsstiftung abgelöst hat.

Fazit

Biologische Ansätze zur Erklärung menschlichen Verhaltens haben ihren Einflussbereich im Verlaufe der vergangenen drei Jahrzehnte erheblich ausweiten können. Dies gilt gleichermaßen für den wissenschaftlichen wie für den öffentlichen Diskurs (Hemminger 1983: 8f.). Erheblich zur Etablierung soziobiologischen Gedankenguts hat hierbei bezeichnenderweise der kritische Austausch mit den Sozial- und Geisteswissenschaften beigetragen, der zu einer Adaption des soziobiologischen Theorieprogramms an verschiedene Erklärungsprobleme sowie zur Revision übersteigter Einflusspotenziale des Genoms geführt hat. Hierbei hat sich die Soziobiologie »zweiter Generation« insbesondere von der Vorstellung einer unmittelbaren Determinierung des Verhaltens durch genetische Programme entfernt, wie sie in soziobiologischen Abhandlungen älterer Natur vorherrschend waren (Richter 2005: 530ff.). Das Verhältnis zwischen Soziologie und Soziobiologie weist gegenüber den geschilderten Adaptionsprozessen jedoch erstaunliche Beharrungstendenzen auf. Nach wie vor scheint sich an zwei Umständen wenig geändert zu haben: einerseits an einer grundlegenden Tendenz zur »unfriendly reception of sociobiology by sociologists« (Sanderson o.J.) und andererseits an weiterhin mit erheblichem Selbstbewusstsein vorgetragenen Alleinvertretungsansprüchen von Seiten führender Soziobiologen. So zeigt etwa die Äußerung Edward O. Wilsons, dass »die Sozial-

theorie keine wirkliche Theorie ist« (Wilson 1998: 253), wie wenig sich an den imperialistischen Ansprüchen verändert hat; Tendenzen, die Max Preglau auch für die neuere Biologie im allgemeinen konstatiert (Preglau 2003: 336ff.). Es erscheint deshalb wenig zielführend, an dieser Stelle die gleichfalls imperialistische Frage aufzuwerfen, ob der Prozess der Paarbildung letztlich ein biologisch oder sozial determinierter Vorgang ist. Es sollte jedoch deutlich geworden sein, dass im Hinblick auf die monothetische Erklärung menschlicher Partnerwahl durch die Soziobiologie durchaus Skepsis angebracht ist. Vertreter einer evolutionären Perspektive operieren häufig mit geläufigen Begriffen ohne ausreichend zu reflektieren, dass Worte wie beispielsweise »Liebe« erst historisch und kulturell mit Sinn gefüllt werden müssen. Zudem werden oft funktionale Zusammenhänge zwischen Systemen postuliert, die bei näherer Betrachtung durchaus gegenläufige Verhaltenstendenzen zeigen, etwa den Systemen von Partnerwahl und Partnerschaft sowie Reproduktion. Zu wenig reflektiert wird auch das Verhältnis zwischen natürlicher und kultureller Evolution, das unter den Bedingungen modernisierter Gesellschaften zunehmend Paradoxien erzeugt, welche angemessen theoretisch berücksichtigt werden müssen. So stellt sich aus evolutionsbiologischer Sicht das Ziel, die eigenen Gene möglichst effektiv zu verbreiten, das heißt, unmittelbar möglichst viele eigene Nachkommen zu erzeugen und mittelbar die Fortpflanzungschancen dieser Nachkommen durch die Sicherstellung von Ressourcen zu maximieren. Nun scheint es eine Paradoxie der sozialstrukturellen Entwicklung zu sein, dass die Verwirklichung beider Aspekte zunehmend in Widerspruch zueinander gerät. Während auf der eine Seite bis weit in das Industriezeitalter hinein eine steigende Kinderzahl oftmals auch mit materiellen Vorteilen verbunden war und insofern den sozialen Status der Familie verbesserte, wird Kinderreichtum gegenwärtig offenkundig eher zu einem Problem im Hinblick auf den Zugang zu gesellschaftlich erwünschten Ressourcen (Hradil 2004: 225f.). Diese Befunde sprechen nicht grundsätzlich gegen soziobiologische Annahmen, sie lassen sich vermutlich sogar theoretisch in das Konzept integrieren (Volland 1992; ders. 2000: 16ff.). Sie erinnern aber besonders eindrücklich daran, dass sich neben der biologischen auch eine sozialkulturelle Evolution vollzieht, welche hinsichtlich ihrer Verlaufsgeschwindigkeit ein Vielfaches an Dynamik aufweist. Eine Interpretation der biologischen Funktionen bleibt deshalb ohne eine kulturelle Einbindung wenig erklärungskräftig und letztlich inhaltsleer. Dies gilt auch für Kernthemen evolutionärer Ansätze, wie Liebe und Partnerwahl. In erster Linie scheint es theoretischer Ansätze zu bedürfen, die in der Lage sind, die bislang in aller Regel antagonistisch verwendeten Erkenntnisse aus Soziobiologie und Soziologie sinnvoll zu integrieren. Ein notwendiger erster Schritt hierfür ist die Loslösung von den bislang formulierten Alleinvertretungsansprüchen, welche den Fokus nahezu ausschließlich auf Unterschiede gerichtet haben und den Blick für die durchaus vorhandenen Gemeinsamkeiten verstellt haben.

Literatur

- Bellah, Robert N./Madsen, Richard/Sullivan, William M. u.a. (1987), *Gewohnheiten des Herzens. Individualismus und Gemeinsinn in der amerikanischen Gesellschaft*, Köln.
- Blau, Peter M. (1977), *Inequality and Heterogeneity. A Primitive Theory of Social Structure*, New York.
- Buss, David M. (2004), *Evolutionäre Psychologie*, München/Boston/San Francisco u.a.
- Buss, David M./Abbott, Max/Angleitner, Alois u.a. (1990), »International Preferences in Selecting Mates: A Study of 37 Cultures«, *Journal of Cross-Cultural Psychology*, Jg. 21, H. 1, S. 5–47.
- Buss, David M./Shackelford, Todd K./Kirkpatrick, Lee A. u.a. (2001), »A Half Century of Mate Preferences: The Cultural Evolution of Values«, *Journal of Marriage and the Family*, Jg. 63, H. 2, S. 491–503.
- Corsten, Michael (1993), *Das Ich und die Liebe: Subjektivität, Intimität, Vergesellschaftung*, Opladen.
- Darwin, Charles (1859), *On the Origin of Species by Means of Natural Selection or the Preservation of Favoured Races in the Struggle for Life*, London.
- Darwin, Charles (1871), *The Descent of Man, and Selection in Relation to Sex*, London.
- Dawkins, Richard (1998), *Das egoistische Gen*, Reinbek.
- Franzen, Axel/Hartmann, Josef (2001), »Die Partnerwahl zwischen Wunsch und Wirklichkeit: Eine empirische Studie zum Austausch von physischer Attraktivität und sozialem Status«, in: Klein, Thomas (Hg.): *Partnerwahl und Heiratsmuster. Sozialstrukturelle Voraussetzungen der Liebe*, Opladen, S. 183–206.
- Grammer, Karl (1998), *Signale der Liebe. Die biologischen Gesetze der Partnerschaft*, München.
- Hemminger, Hansjörg (1983), *Der Mensch – eine Marionette der Evolution? Eine Kritik an der Soziobiologie*, Frankfurt a.M.
- Hradil, Stefan (2004), *Die Sozialstruktur Deutschlands im internationalen Vergleich*, Wiesbaden.
- Jankowiak, William R./Fischer, Edward F. (1992), »A Cross-Cultural Perspective on Romantic Love«, *Ethnology*, Jg. 31, H. 2, S. 149–155.
- Klein, Thomas (Hg.) (2001): *Partnerwahl und Heiratsmuster. Sozialstrukturelle Voraussetzungen der Liebe*, Opladen.
- Klein, Thomas/Lengerer, Andrea (2001), »Gelegenheit macht Liebe – die Wege des Kennenlernens und ihr Einfluss auf die Muster der Partnerwahl«, in: Klein, Thomas (Hg.): *Partnerwahl und Heiratsmuster. Sozialstrukturelle Voraussetzungen der Liebe*, Opladen, S. 265–285.
- Markl, Hubert (1983), »Wie unfrei ist der Mensch? Von der Natur in der Geschichte«, in: ders. (Hg.), *Natur und Geschichte*, München/Wien, S. 11–50.
- Meyer, Peter (1982), *Soziobiologie und Soziologie. Eine Einführung in die biologischen Voraussetzungen sozialen Handelns*, Darmstadt/Neuwied.
- Möhle, Sylvia (2001), »Partnerwahl in historischer Perspektive«, in: Klein, Thomas (Hg.): *Partnerwahl und Heiratsmuster. Sozialstrukturelle Voraussetzungen der Liebe*, Opladen, S. 57–74.
- Pashos, Alexander (2001), *Über die Rolle von Status, physischer Attraktivität und Taktiken in der menschlichen Partnerwahl. Soziokulturelle und evolutionsbiologische Mechanismen und Prozesse menschlichen Sozialverhaltens*, Göttingen.
- Preglau, Max (2003), »Sozio-Biologie als letzte »große Erzählung« – wider den biologischen Reduktionismus«, in: Meleghy, Tamás/Niedenzu, Heinz-Jürgen (Hg.): *Soziale Evolution. Die Evolutionstheorie und die Sozialwissenschaften*, Wiesbaden, S. 331–347.

- Richter, Dirk (2005), »Das Scheitern der Biologisierung der Soziologie. Zum Stand der Diskussion um die Soziobiologie und anderer evolutionstheoretischer Ansätze«, *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, Jg. 57, H. 3, S. 523–542.
- Rosenbaum, Heidi (1982), *Formen der Familie. Untersuchungen zum Zusammenhang von Familienverhältnissen, Sozialstruktur und sozialem Wandel in der deutschen Gesellschaft des 19. Jahrhunderts*, Frankfurt a.M.
- Sanderson, Stephen K. (o.J.), »The unfriendly reception of sociobiology by sociologists«, in: <http://www.chss.iup.edu/sociology/Faculty/Sanderson%20Articles/Unfriendly-Reception-of-Sociobiology.htm> (30. Juli 2006).
- Schenk, Herrad (1987), *Freie Liebe – wilde Ehe. Über die allmähliche Auflösung der Ehe durch die Liebe*, München.
- Shorter, Edward (1977), *Die Geburt der modernen Familie*, Reinbek.
- Sternberg, Robert J./Barnes, Michael L. (Hg.) (1988): *The Psychology of Love*, New Haven/London.
- Voland, Eckart (1992), »Fortpflanzung: Natur und Kultur im Wechselspiel«, in: ders. (Hg.): *Fortpflanzung: Natur und Kultur im Wechselspiel. Versuch eines Dialogs zwischen Biologen und Sozialwissenschaftlern*, Frankfurt a.M., S. 347–366.
- Voland, Eckart (2000), *Grundriss der Soziobiologie*, Heidelberg/Berlin.
- Vowinkel, Gerhard (2003), »Biotische und kulturelle Evolution: Eigengesetzlichkeit und Interdependenz«, in: Meleghy, Tamás/Niedenzu, Heinz-Jürgen (Hg.): *Soziale Evolution. Die Evolutionstheorie und die Sozialwissenschaften*, Wiesbaden, S. 331–347.
- Wilson, Edward O. (1975), *Sociobiology – The new synthesis*, Cambridge, Mass./London.
- Wilson, Edward O. (1998), *Die Einheit des Wissens*, Berlin.
- Wuketits, Franz M. (2005), *Darwin und der Darwinismus*, München.